

**Zeitschrift:** Zürcher Illustrierte  
**Band:** 4 (1928)  
**Heft:** 13

**Artikel:** Der Graphologe Raphael Schermann  
**Autor:** Grossmann, Rudolf  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-833956>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# Der Graphologe Raphael Schermann

von Rudolf Großmann

(Nachdruck verboten)

Der berühmte Wiener Graphologe Raphael Schermann, dessen phänomenale Begabung u. a. auch die Aufklärung einer Reihe von Kriminalfällen zu danken ist, ist nach Berlin übersiedelt. Hier hat der Zeichner Rudolf Großmann in Gemeinschaft mit Professor Dessoir eine Reihe von Experimenten vorgenommen, über die im nachstehenden berichtet wird. Zu weiteren Versuchen mit Geheimrat Moll und Prof. Dessoir, die in Kürze stattfinden sollen, hat sich Schermann bereit erklärt.

Seit ich mit Schermann verkehre, schreibe ich nicht mehr unbefangen. Die Schrift erzählt ihm klar vom Charakter, von Krankheiten, soweit sie schon vorhanden, aber auch erst im Entstehen begriffen sind; von vergangenem und zukünftigem Schicksal. Man soll Schwangerschaft, eheliche Untreue und was alles noch aus der Schrift ersehen können.

Die Schrift ist bei uns Erwachsenen automatisiert, legt aber dem Graphologen, uns selbst verborgen, die Wurzeln unseres Wesens bloß. Die Schrift, die wir als Kinder auf der Schule bewußt lernten — ich erinnere mich noch an die mühevollen Bekanntschaft mit den großen Buchstaben — ist bei uns Erwachsenen automatisch geworden, liegt unterhalb der Bewußtseinschwelle, wie die Psychologen sagen. Bewußt ist nur die Zielrichtung. Wir achten auf das, was wir schreiben, nicht mehr auf das Geschriebene. Niemand kann sich genau vorstellen, wie er diesen oder jenen Buchstaben, diese oder jene Verbindung macht, einen i-Punkt, ohne eben es hinzuschreiben.

Schermann drückt das so aus: Das Gehirn schreibt, nicht die Hand! Während wir also schreiben und wissen, daß wir schreiben, zeichnen wir unbewußt uns selbst, unseren Gang, unsere Bewegungen und Ausdrucksbewegungen, die ebenso wie die Schrift automatisch geworden sind.

Wenn Schermann jemand aus der Schrift was sagt, diktiert er ihm möglichst rasch irgendein paar Worte, damit kein Besinnen sich einschleicht, damit er möglichst unmittelbar und nicht zum Zweck der Beurteilung schreibe.

Graphologen gab's nun immer schon, sie waren aber früher auf das etwas dünn schematische Lehrbuch der Graphologie angewiesen. Die Heutigen gleiten, soweit ich sie kenne, ins Intuitive, Mystische, ja Hellscherische ab. Sie erfüllen damit vielleicht einen Zeitwille.

Schermann in Funktion, bemächtigt sich, könnte man sagen, unserer Ausdrucksbewegungen, mit einem überempfindlichen Gefühl ertaßt er sie, setzt sie fast automatisch in unsere eigenen Schriftzeichen um, an denen er sich wie ein geschickter Trapezkünstler durch unsere Zukunft und Vergangenheit schwingt. Er läßt sich bei der graphologischen Beurteilung nicht mehr auf die Deutungen einzelner Züge ein, sondern ertaßt das Gesamtbild, gefühlsmäßig. Ohne direkte körperliche Berührung mit uns hat er die übersinnliche Schlagfertigkeit und Anpassungsfähigkeit eines führenden Gedankenlesers auf der Bühne. Sein nervös grimassierendes Gesicht zeigt dabei große Eindrucks- und Wandlungsfähigkeit, seine Nase fängt an zu vibrieren, verliert ihre gewohnte Fassung. Dann scheinen Schermanns große, dunkle Augen (ohne daß er schielt) nach verschiedenen Richtungen zu schauen und geben dem Gesichtsausdruck was Maskenhaftes, was Mystisches, das uns beim ersten Bekanntwerden mit ihm, bei dem er uns wie ein geschäftiger Bankier erschien, nicht aufgefallen war. Doch ist dieser Ausdruck nur Übergang, seine Abwesenheit sind nur momentan, im nächsten Moment reagiert er wieder frisch und anpassungsbereit.

Von spiritistischen Sitzungen verstehe er nichts, wußte auch nicht, was er dabei zu tun hätte. Aber gemeinsames ist doch da; denn sowohl er wie das spiritistische Medium bearbeitet unser Unterbewußtes, «zapfen es», wie der Ausdruck heißt, an. Bei ihm sind es die unterbewußten Schriftzüge, an denen er sich weiterastet, bei den Medien jene bekannten, die Teilnehmer an der Sitzung ablenkenden, einfließenden Stimmungsmomente, die Unterbewußtes begünstigen: etwa das ein Drehorgelchen spielen muß, daß man im Dunkeln immer quatschen oder singen, kurz sich entspannen und ablenken soll, damit das Medium funktionieren kann.

Was ich mit Schermann erlebte, teils allein, teils mit Herrn Professor Dessoir zusammen, der bei einem Besuch mit dabei war, will ich kurz erzählen, selbst auf die Gefahr hin, zu langweilen, — denn für viele zählt im Okkulten nur Selbsterlebens.

Festgestellt sei zuerst, — Professor Dessoir legt Wert darauf — daß dieser sein erster Besuch bei Schermann noch keine exakt wissen-

schaftliche Untersuchung bedeute, daß es mehr ein freundschaftliches Zusammensein gewesen sei und daß erst weitere Sitzungen Endgültiges bringen sollen. Er hält es aber nach seinem ersten Eindruck von Schermann nicht für ausgeschlossen, daß er von früher her und jetzt noch eine mystische Begabung habe. Das Beste sei seine Charakteristik einer Handschrift gewesen, die er ihm als Schriftspur (auf weißes Papier, nicht sichtbar, eingedrückt) berühren ließ. Schermann fuhr kurz mit der Hand über die Fläche, auf der nichts zu sehen war und die nur durch den Druck der Hand des Schreibers einige Unebenheiten besaß. Die Charakteristik, die er von ihr gab, sei zum Teil ausgemacht gewesen. Professor Dessoir hat sie schriftlich fixiert, beim

Denselben Versuch machte Schermann auch mit meiner Unterschrift, und zwar, wenn ich deutlich und wenn ich flüchtig mit einem Schnörkel unterschrieb.

Nun ist die Möglichkeit, wird man sagen, nicht ausgeschlossen, daß er sowohl Dessoirs wie meine Handschrift mal irgendwo gesehen hatte. Wir machten also einen neuen Versuch. Dessoir gab mir ein Billett einer amerikanischen Dame mit, die ich selbst nicht kannte, ich sollte allein zu Schermann gehen und ihn um eine Charakteristik dieser Schrift bitten. Ich ging zu Schermann, sagte ihm von dem Billett, das ich in der Tasche hatte, er setzte sich an den Schreibtisch (etwa 3 Meter von mir entfernt) mit dem Rücken gegen mich, bat mich, die Karte aus der



Das klassische Kleist-Haus

auf der idyllischen oberen Aareinsel bei Thun, das auf einer Gedenktafel durch folgende Inschrift auf den einstigen Besuch hinweist:

In diesem Hause wohnte und dichtete  
Heinrich von Kleist  
1802 und 1803

Daß Kleist hier glücklich war, geht aus seinem Briefe vom Mai 1802 an Ulrike hervor. Er heißt darin: Jetzt leb ich in einer Insel in der Aare, am Fuß der Thunerseen, recht eingeschlossen von Alpen, eine Viertelmeile von der Stadt. Ein kleines Häuschen an der Spitze, das wegen seiner Entlegenheit sehr wohlfeil war, habe ich für sechs Monate gemietet und bewohne es ganz allein. Auf der Insel wohnt auch weiter niemand, als nur an der andern Spitze eine kleine Fischerfamilie, mit der ich schon einmal am Mitternacht auf den See gefahren bin, wenn sie Netze einzeln oder auswirft. Der Vater hat mir eine von zwei Töchtern ins Haus gegeben, die mir die Wirtschaft führt: ein freundlich liebes Mädchen, das sich ansonsten wie ihr Taschnere, Mädel, mit der Sonne sehen will; sie pflanzt mir Blumen in den Garten, bereitet mir die Küche, während ich arbeite für die Rückkehr zu Euch; dann eilen wir zusammen. — Kurz ich habe keinen Wunsch, als zu sterben, wenn mir drei Dinge gelungen sind, ein Kind, ein schön Gedicht und eine große Tat. Denn das Leben hat doch nichts Erhabeneres, als nur dieses, daß man es erhaben wegwerfen kann. Mit einem Worte, diese außerordentlichen Verhältnisse tun mir erstannlich wohl und ich bin von allem Gemeinen so entzweit, daß ich gar nicht mehr hinüber möchte an die andern Ufer, wenn ihr nicht da wohnet. —

Kleist hatte einen seinen Empfindungen angepaßten Aufenthaltsort gefunden. Auf alle Fälle aber haben während des Aufenthaltes auf der Thuner Insel Natur und Natur wohlthätig auf den Dichter eingewirkt und das Echo, das sie in seiner Brust nachriefen, findet sich in seinen Werken wieder. Die Insel hieß früher Delos-Insel nach dem Geschlecht der Besitzer, und wurde bisher häufig das «Gräffrieder Insel» genannt, weil es zuletzt im Besitze der Familie von Grafenried in Bern war.

Phot. E. Meier, Thun

Nachschreiben den Kopf absichtlich so gebeugt gehalten, daß es Schermann nicht möglich war, in seinem Gesicht irgendeinen Zug von Bestätigung zu lesen.

Ein zweiter Versuch: Schermann diktiert Prof. Dessoir folgendes: «Die Menschen interessieren mich», während Schermann abseits steht und nicht sehen kann, was und wie Dessoir schreibt.

Darauf wird Dessoirs Schrift zugedeckt, und Schermann schrieb nun dieselben Worte darunter.

Dann wurden beide Handschriften verglichen, und es stellte sich heraus, daß beide Schriften sehr ähnlich waren.

Tasche zu nehmen und vorzulesen. Er rekonstruierte die Schrift am Schreibtisch, die englisch abgefaßt war, von verblüffender Deutlichkeit, auch die Charakteristik der Dame, die ich von ihm erhielt, soll, wie Dessoir sagte, sehr gut gewesen sein.

Das Beste, was er mir persönlich sagte, war die Charakteristik meiner gerade auf der Reise sich befindenden Frau, deren Schrift er aus meiner Handschrift konstruierte.

Sie hatte als junges Mädchen zwischen 17 und 20 Jahren, sagte er unter anderem, eine Entfettungskur durchgemacht, wovon ich selbst nichts wußte; ich schrieb ihr das und sie bestätigte:

«Habe zwischen 17 und 19 Jahren mit Energie in Kisingen 20 Pfund abgenommen.»

Solche andersgeartete Individuen mit mystisch-hellscherischen Fähigkeiten müssen natürlich trotz aller Forderungen wissenschaftlicher Kontrolle äußerst subtil behandelt werden, sonst funktionieren sie eben nicht (genau wie Künstler, die aus der Stimmung kommen).

Ebenso verschiedenartig wie die Leistungen der Okkultbegabten sind auch die Untersuchungsmethoden.

Da gibt es Gelehrte, die die anormalen Funktionen aus gehirnanatomischen mikroskopischen Veränderungen erklären wollen: sie messen bei den Sitzungen den Blutdruck, zählen die Pulsschläge und haben allerlei psychometrische Apparate, die sie an die Versuchsperson heranbringen.

Andere Forscher zucken über sie die Achseln: Reminiszenzen eines überwundenen wissenschaftlich physikalischen 19. Jahrhunderts! — Mit all diesen äußeren Beobachtungsmethoden und Apparaten, sagen sie, werden erst recht keine Phänomene eingefangen und erklärt; sie sind aus einer ganz anderen, mehr psychischen Ebene aus zu begreifen und unter ganz anderen Voraussetzungen kann man ihnen nur beikommen.

Kühle Skeptiker dehnen die Kontrolle und Beobachtungsmethode nicht nur auf das Medium, sondern vor allem auf die Beobachter selbst aus, sprechen von Fehlerquellen, Sinnes-täuschungen, von «Gelehrten in Hypnose». Bezweifeln überhaupt die Möglichkeit einer richtigen Wahrnehmung unter den gegebenen Verhältnissen; ob bei solchen Sitzungen, meinen sie, nicht alle bei einer Art Hypnose mitgewirkt haben, ohne es zu wissen, sie gewollt haben?

Für andere wieder, die Ueberzeugten, Fanatiker, schwindet alles, was früher als wirklich galt. Es geht ihnen oft wie jenem «Dämonzüchter», der schwarze Magie trieb und die Geister, die er beschwor, nicht mehr losbekam und sie von den Bäumen zu ihm heruntergrinsen sah. Diese halten über ihr Weltbild gegenüber der übrigen Menschheit andauernd ein Privatsystem, und sie haben oft nur den einen Willen, den anderen ihr autistisches Denken aufzuzwingen.

+

## Die beiden Türen

Legende von Annie Vivanti  
(Autorisierte Uebersetzung von A. W. Freund)

Wie viele Legenden, beginnt auch diese mit einem König und seiner schönen Tochter. In die letztere hatte sich nun — und auch dieser Zug entfernt sich noch nicht weit vom Herkömmlichen — ein einfacher Jüngling verliebt, der von Gott weiss wo hergekommen war.

«Wie?» schrie der König — der ein recht wilder Mann war und auch über ein sehr wildes Land regierte —, «dieser freche, unverschämte Abenteuerer wagt es, seine Augen zu der geheiligten Person meiner Tochter aufzuheben?» Mit flammenden Blicken durchbohrte er die um seinen Thron Herumstehenden, darunter auch seine Tochter, die bei dem schrecklichen Zornesausschlag des Vaters wie Espenlaub zu zittern begann. Denn wenn die Augen auch unwürdig waren, die der Jüngling zu ihr aufgehoben hatte, so gefielen sie ihr doch nichtsdestoweniger über alles in der Welt.

Der König aber tobte: «Werft ihn den wilden Tieren vor, damit die Sache ein Ende hat!»

Da aber griff die Prinzessin im rechten Augenblick in die Handlung ein. Schluchzend warf sie sich dem König zu Füßen und küsste seine mit Juwelen geschmückten Pantoffeln, um seinen Zorn zu besänftigen. Sie schwor, dass sie den Jüngling niemals angesehen, daß sie niemals ein Wort an ihn gerichtet habe. . . . Kurz, man hätte, wenn man sie hörte, glauben können, dass sie gar keine Ahnung habe, um welchen Jüngling es sich eigentlich handelte.

Der König, der mehr gerührt als überzeugt war, erwiderte: «Gut denn, wir wollen auf deine Bitte seine Strafe mildern und ihm das Gottesurteil zubilligen.»

Das Gottesurteil! Um Himmels willen! Die Prinzessin wurde blass wie ein Leintuch. Das bedeutete das Schauspiel in der Arena — die Wahl zwischen den zwei Türen, von denen die eine den Tod und die andere die Liebe barg.

Die Prinzessin fiel in Ohnmacht und wurde von ihren Hofdamen in ihre Gemächer getragen. Die Höflinge aber und das Volk nahmen den Urteilspruch des Königs mit Jubel und Be-